

Unverkäufliche Leseprobe



Paula Fox

Der kälteste Winter

Erinnerungen an das befreite Europa

Aus dem Englischen von Ingo Herzke

157 Seiten, Gebunden

ISBN: 978-3-406-54208-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/16087>

New York, New York

Ich bin in New York City geboren und habe die meiste Zeit meines Lebens in oder bei New York gelebt. Manche Viertel sind für mich, auch wenn sie sich inzwischen bis zur Unkenntlichkeit verändert haben, mit den Gefühlen längst vergangener Ereignisse aufgeladen – zumindest immer dann, wenn ich sie durchquere.

Es kommt mir vor, als hätte ich hundert Jahre lang wechselnden Vermietern für die unterschiedlichsten Wohnungen in verschiedenen Teilen der Stadt Miete gezahlt. Zu jener Zeit suchte ich immer nach Möglichkeiten, New York zu entkommen, denn ich stellte mir vor, wenn ich nur den richtigen Ort finden könnte, würden die Probleme des Lebens verschwinden.

Ich erinnere mich, daß ich New York als Ganzes zum ersten Mal vom Deck des Dayliners erblickte, des Linienschiffes auf dem Hudson River; ich war etwa vier oder fünf Jahre alt. Vielleicht fand ich die Ansicht des Riverside Drive bedrückend, denn ich entsinne mich, daß ich mich schon bald dicht an die Reling stellte, von wo ich den Musikern der Kapelle zwei Decks tiefer auf die Köpfe schauen konnte, die auf Klappstühlen saßen und zur Erheiterung der Passagiere «Hail Columbia!»



spielten. Siebzehn Jahre später, im Jahr 1946, ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, sah ich die Stadt wieder von außen – diesmal vom Deck eines teilweise umgebauten Frachtschiffes für militärische Transporte, mit dem ich nach Europa fuhr. Endlich konnte ich fliehen!

Inzwischen hatte ich New York gründlich kennengelernt, wie man eine Stadt eben kennt, wenn man Jobs annehmen muß, die meistens ziemlich furchtbar sind, einen aber einigermaßen ernähren und über Wasser halten. Egal, wie die Umstände waren, ich fand es immer schwierig, in der Stadt zu leben. Doch gab es lebhaftere und vielversprechendere, sogar glamouröse Augenblicke. Es ist erstaunlich, sich daran zu erinnern. Wie schrieb Cesare Pavese in seinem Tagebuch *Das Handwerk des Lebens*: «Echtes Erstaunen entspringt der Erinnerung ...»

In meinen Jugendtagen liefen Menschen durch die Stadt, deren Namen heute zum Teil bereits auf berühmten Grabsteinen stehen, und man konnte ihnen überall begegnen. Ich traf Duke Ellington auf einer Marmortreppe vor der Ausstellung des Malers Stuart Davis. Ich hörte Huddie (Leadbelly) Ledbetter auf einer Party im Greenwich Village, deren politischen Anlaß ich vergessen habe, «The Midnight Special» zur Gitarre singen. In einem Jazzclub auf der 52nd Street, der Kelly's Stable hieß, glaube ich, drehte sich Billie Holiday an der Theke um, als ich an ihrem Barhocker vorbeiging, und bat mich – «Schätzchen, wärst du so nett?» –, ihren Pelzmantel aufzuheben, der ihr von den Schultern geglitten war.

Später am selben Abend wurden die Türen des Clubs geschlossen, und ich gehörte zu den Menschen, die drin



blieben, um einen Tisch saßen, und sie bis tief in die Nacht singen hörten. Ich wurde von einem Freund in den Savoy-Ballroom in Harlem ausgeführt. Dort sah ich den Tänzern zu, die sich – zur Musik zweier Tanzkapellen, geleitet von Cootie Williams und Lucky Millender – bogen und verrenkten, ihre Partner in die Luft wirbelten und sie wundersamerweise wieder auffingen, und wurde schließlich selbst auf die Tanzfläche gezogen, wo ich mich fragte, wann der Boden wohl unter uns nachgeben würde, bis ich mich schließlich nicht länger darum scherte. Von der Charles Street, wo ich eine Zeitlang auf Pump in einer Einzimmerwohnung gelebt hatte, mußte ich nur zwei Straßen bis zu einer Bar an der Seventh Avenue laufen, um für den Preis eines Glases Bier – zehn Cent – Art Tatum Klavier spielen zu hören.

Eines Abends ging ich ins Lewisohn Stadium, um Paul Robeson singen zu hören. Über unseren Köpfen flogen Flugzeuge, Suchscheinwerfer durchschnitten den Nachthimmel. Ganz unvermittelt betrat Robeson in einem marineblauen Anzug die Bühne. Er war eine so prachtvolle Erscheinung, sein tiefer Baß so majestätisch, daß sich die Zuschauer, und ich mich mit ihnen, durch ihn erhoben fühlten.

Nach diesem Konzert traf ich ihn noch zweimal, einmal in San Francisco, wo er den Othello gab, und ein zweites Mal in New York City, ein paar Wochen nach meiner Rückkehr aus Europa.

Die Erinnerung setzt oft mitten in einer Geschichte ein. Ich hatte einen Freund, der mit Robeson befreundet war. Robeson traf sich mit seinem Sohn Pauli, der von seiner Privatschule irgendwo im Norden, in der er sich aufs College vorbereitete, in die Stadt gekommen

war. Ich erinnere mich, wie wir vier im Taxi saßen, aber nicht mehr, wo wir uns vorher getroffen hatten. Wir fuhren in einen Nachtclub, das Café Society Uptown, um eine französische Chanteuse namens Lucienne Boyer zu hören. Wir unterhielten uns, aber ich kann mich nicht eines Wortes entsinnen, das ich gesagt haben könnte. Doch ich muß geredet haben, denn ich erinnere mich deutlich, wie Robeson mich ansieht und lächelnd zu mir spricht. Ich warf einen raschen Blick auf seine Hände. Jemand hatte mir erzählt, als er im Footballteam der Rutgers University spielte, hätten seine eigenen Mannschaftskameraden ihm beim Training absichtlich auf die Hände getreten.

Der Türsteher des Clubs und der Oberkellner, der uns im schattigen Foyer entgegeneilte, erkannten Robeson beide, und auf seine Bitte wurden wir in ein Séparé mit Balkon geführt, das oberhalb des eigentlichen Gast- raumes lag. Lucienne Boyer sang bereits auf französisch, als wir uns setzten. Sie stand im goldenen Kleid in einem Lichterregen. Einige Lieder sang sie auf englisch; darunter auch «The Man I Love». Robeson summte mit und erfüllte unsere kleine Loge mit seiner klangvollen Stimme, während die unten Sitzenden nichts davon hören konnten. Auf einmal forderte er mich flüsternd auf, ebenfalls zu singen. Ich brachte ein paar zittrige Zeilen hervor, verstummte dann aber wieder, denn der Gedanke, mit Paul Robeson zu singen, überwältigte mich. Nun ja – beinahe zu singen.

Hinterher fuhren wir gemeinsam zur Grand Central Station, von wo aus Pauli mit dem Zug zu seiner Schule zurückfuhr. Es muß fast Mitternacht gewesen sein. In jenen Tagen waren Bahnhöfe um diese Zeit oft men-

schenleer. Als wir die breite Treppe hinabgingen, hallten unsere Schritte durch das riesige Bahnhofsgebäude, in dem nicht ein einziger Nachzügler zu entdecken war, der zum letzten Zug nach Hause eilte. Als wären wir vier allein.

Dann kamen auf einmal aus allen Ecken des Bahnhofs lautlos wie Schwalben die Gepäckträger mit ihren roten Mützen herangeflogen und scharten sich am Fuß der Treppe um Robeson und seinen Sohn. Er blieb einen Augenblick in ihrer Mitte stehen, redete und hörte zu, lachte über eine Bemerkung eines der Träger. Hier endet meine Erinnerung – Robeson lachend auf einer Treppenstufe, den Kopf zurückgeworfen, sein Sohn neben ihm, einer der Gepäckträger gestikuliert in Richtung des Bahnsteigs, als würde Paulis Zug gleich abfahren, und sie müßten sich beeilen, ihn noch zu erwischen.

Nun, da ich älter werde, sehe ich die Vergangenheit in anderem Licht, in gewissem Sinne verändert sich also die Vergangenheit. Früher dachte ich, die starken Gefühle, die Dramatik des Abends hätten ihn so denkwürdig gemacht.

Heute frage ich mich, ob ich nicht einen ungeheuren Trost in Robesons Anwesenheit spürte, der sich möglicherweise auf den Gesichtern der Gepäckträger spiegelte. Ich weiß es wirklich nicht.

Wie ich mir die Überfahrt verdiente

Einer nach dem anderen tauchten wir aus einem runden Loch im Boden auf, Kellner wie Kellnerinnen, beladen mit Tablett voller Speisen und Getränke für die Gäste eines Ferienhotels in den Catskills. Es war Frühsommer 1946. Mein linker Arm war von den Tetanus- und Typhusimpfungen schmerzhaft angeschwollen, die mir ein Arzt wegen meiner bevorstehenden Atlantiküberfahrt nach Southampton in England verabreicht hatte.

Um mich von den Schmerzen im Oberarm abzulenken, stellte ich mir manchmal die Trinkgelder vor, die ich nach dem Essen zwischen benutzten Gläsern, Desserttellern und überquellenden Aschenbechern auf den fleckigen Tischtüchern finden könnte. Wer mir am Ende seines Aufenthalts und nicht täglich seine Anerkennung zukommen ließ, drückte mir am letzten Tag taschenwarme Dollarnoten in die Hand.

Die unterirdische Küche, aus der wir die Speisen und Getränke holten, war mit der oberen Welt durch eine kurze Wendeltreppe verbunden. Im Kreis hinaufzusteigen und dabei ein schweres Tablett zu balancieren war keine leichte Übung; manchmal fiel ein Tablett

nach unten. Porzellan zerschellte, Flüssigkeiten spritzten, Essen klatschte in unappetitlichen Brocken auf den Boden, die Tablett und Wärmehauben aus Metall schepperten laut und ließen die folgende Stille nur noch tiefer erscheinen, die jedoch bald von unseren tröstenden Rufen und Mitleidsbekundungen für den Betroffenen gebrochen wurde, der jetzt unglücklich in die Tiefe starrte.

Zum Speisesaal waren es etwa dreißig Meter über den Rasen, und seine Glastüren boten ein weiteres gefährliches Hindernis, wenn sie des unfreundlichen Wetters wegen geschlossen waren. Dennoch war es eine Erleichterung, über Tage zu sein, heraus aus der engen Küche, weg von den vorhersehbaren Ausbrüchen der drei übellaunigen Köche.

Die männlichen Gäste, die ich bediente, nannten mich «Liebes» oder «Schätzchen». Ihre Frauen oder Freundinnen starrten mich böse an, wenn sie mich überhaupt eines Blickes würdigten. Junge Menschen ignorierten mich, außer wenn sie mich nach unten schickten, um mehr Wasser und Brot zu holen. Ich arbeitete fünf Sommerwochen lang im Hotel und schlief nachts in einer Kojen im Angestelltenschlafsaal, der nach zu oft getragenen Socken und unbehandeltem Kiefernholz roch.

Als ich nach New York City zurückkehrte, übernahm ich vorübergehend ein Zimmer von einem Indianer, der zu einem zweiwöchigen Besuch in sein Reservat in Arizona reiste.

Unerklärlicherweise stand mitten im Raum eine Dusche, die an eine wacklige Wahlkabine erinnerte. Wenn ich die Hähne aufdrehte, wehte ein Sprühregen

lauwarmen Wassers auf mich herab und an mir vorbei auf den rauhen Fußboden. Unter meiner Matratze bewahrte ich eine kleine Rolle Geldscheine auf, die ich von meinem Lohn und den Trinkgeldern im Hotel gespart hatte. Das reichte für meine Überfahrt nach England und, so schätzte ich, um einen Monat in London über die Runden zu kommen.

Das einzige Fenster des Zimmers war gleich neben dem Bett und ging auf eine rostige Feuerleiter hinaus. Dahinter lag ein schmaler, dunkler Lichtschacht.

Eines Morgens wachte ich früh auf und sah einen jungen Mann auf den Metallstufen hocken, der mich durchs offene Fenster anstarrte – ich hatte es am Abend zuvor aufgerissen. Als er merkte, daß ich wach war und ihn meinerseits anstarrte, bat er mich um eine Zigarette und sagte mit schwerer Zunge, seine seien ihm ausgegangen. Er war blond und dünn, und seine Augen glühten rötlich und wild. Ich hatte eine fast leere, zerknüllte Packung Camels neben dem Bett liegen. Vorsichtig zog ich eine Zigarette heraus, um sie nicht zu zerbrechen, und gab ihm den Rest der Packung; er murmelte «Danke» und kletterte die Feuerleiter wieder hinauf aus meinem Sichtfeld. Ein paar Tage später erfuhr ich von der alten italienischen Vermieterin, daß er eine Überdosis einer Droge genommen habe, die sie nicht nannte, und von einem Rettungswagen ins nächste Krankenhaus gebracht worden sei.

Jahrzehnte später sah ich den Mann mit den roten Augen auf einer Party wieder, die der Maler Wolf Kahn auf einer für den Sommer gemieteten Farm auf Martha's Vineyard gab. Ich erkannte sein Gesicht vielleicht deshalb sofort wieder, weil er mich so überrascht hatte. Und

auch erschreckt, obwohl ich die Angst damals nicht bemerkt hatte. Sie wurde mir erst jetzt bewußt. Wolf verriet mir später, daß er Miles hieß.

Er hatte die Umstände unserer Begegnung vergessen, nicht aber mich. Ich erinnerte ihn an die Zigaretten, die ich ihm gegeben hatte, als er auf der Feuerleiter hockte. Er drückte mir ein fast volles Päckchen in die Hand, während wir auf dem hügeligen Gelände herumstanden. Wir hatten beide den gleichen Impuls: Wir beugten uns vor und umarmten einander, traten dann zurück und standen einige Augenblicke schweigend da, bis Wolfs Frau Emily, ebenfalls Malerin, mit einem Tablett voller Maiskolben zwischen uns trat.

[...]